Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 14

Artikel: Ueber neuere Funde eiszeitlicher Tiere im bernischen Mittelland

Autor: Nussbaum, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637126

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tigere Töne sind in den Vaterlandsliedern, war Geibel doch während 30 Jahren der Vorkämpfer der deutschen Einheit. Sie sind in den „Heroldsrufen" zusammengefügt. Sehr geschätzt sind „Der Tod des Tiberius", „Sanssouci", die Lieder zur alten Gudrunsage („Gudruns Klage", „Volkers Nachtgesang"). Schon die Hälfte dieser Lieder würde Geibel unsterblich machen. Allerdings, in die jubelnde Verherrlichung, die Geibel zu Lebzeiten erfahren durfte, stimmen wir heute nicht mehr ein. Wir schätzen seine reine Harmonie, den sprachlichen Wohllaut, die Gesetzmäßigkeit, aber wir vermissen vielfach die unmittelbare Kraft der Wirklichkeitsdichtung. Die „kampflose Schönheit", die „Sonntagsstille-Dichtung" behagt der wirklichkeitsrauhen Gegenwart nicht mehr oder doch bedeutend weniger als der letzten Generation. Man hat deshalb Geibel den Dichter der Backfische genannt. Er hat sich einmal selber mit diesem „Vorwurf", wenn man ihn so nennen darf, befaßt und launig beigefügt, so lange es gefühlsstarke Backfische gebe, werde er nicht vergessen. Aber wir wollen nicht vergessen, was Geibel der deutschen Literatur war. Alles Unedle, Unschöne war ihm und seinem innersten Wesen fremd. Er räumte auf mit der zwiespältigen Dichtung von Heinrich Heine, mit den schwermütigen Weisen von Nikolaus Lenau, mit der unwahren politischen Dichtung. Es ist unrichtig, was viele Literaturgeschichten (so Heinrich Kurz) behaupten, Geibel habe absolut keine schöpferische und bahnbrechende Tat begangen. Wir wollen aber zugeben, daß die kraftvolle, hinreißende Begeisterung ihm fehlte. Allgemein aber läßt man den Uebersetzer Geibel gelten. Er war ein meisterhafter Uebersetzer, ein großes Sprachtalent, übersetzte griechische, englische, alt- und neufranzösische, spanische, italienische Gedichte, bereicherte damit unsere Literatur außerordentlich und wußte das Typische der fremden Sprache auch in der Uebersetzung zu wahren, bekanntlich etwas vom Schwersten.

Nach seinem Ableben vor 50 Jahren schrieb unser Gottfried Keller an Storm: „Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine Gestalt nicht ohne heiligen Ernst." Storm schrieb einmal an Keller: „Geibel als Menschen habe ich allzeit hochgestellt." Freiligrath nannte ihn „eine tüchtige, gediegene Natur". Kronprinz Friedrich Wilhelm schrieb an Geibels Freund Ernst Curtius: „Ihm gebührt der Ruhm, als echter Herold des Reiches die Wiederherstellung desselben und des Kaisertums besungen zu haben."

Geboren wurde Emanuel Geibel am 17. Oktober 1815 in Lübeck als Sohn eines evangelischen Predigers. Der aufgeweckte Junge sollte auch Theologe werden, studierte in Bonn und Berlin, erhielt 1840 durch Vermittlung der Dichterin Bettina von Arnim eine Hauslehrerstelle in Athen bei dem russischen Gesandten, versenkte sich hier ins Studium des klassischen Altertums, veröffentlichte zurückgekehrt seine erste Gedichtsammlung, die den erst 25-Jährigen sofort populär machte. Der kunstsinnige Maximilian II. von Bayern berief ihn 1851 nach München. Hier wurde er der Hauptgründer der bekannten Münchner Dichterschule, zu welcher Heyse, Heinrich Leuthold, Wilbrandt, Große, Felix Dahn, W. Hertz, Schack, Scheffel, Lingg, Riehl, Hopfen gehörten. Die fröhliche Gesellschaft erhielt bekanntlich den Namen „Krokodil". Geibel war Professor der Aesthetik, Vorleser der Königin. Als er aber anfing, für des deutschen Reiches Einheit einzustehen, sein Begrüßungslied auf König Wilhelm I. von Preußen schrieb, fiel er in München in Ungnade. Man entzog ihm den Ehrensold. Dafür stiftete ihm der Preußenkönig eine Jahresrente von 1000 Talern. Am 6. April 1884 erlag er einem hartnäckigen Leiden. Lübeck, wo er sich seit 1869 aufhielt, hat ihm ein schönes Denkmal gestiftet.

Tiefe Weisheit findet sich in Geibels Sprüchen. Seine Sonetten stehen punkto Vollendung heute noch an ersten Stellen. In den Dramen dagegen vermochte er sich nicht durchzusetzen. „Die Loreley" wurde zwar von Max Bruch vertont. Mit „Sophoniske" errang er sich 1869 den Schillerpreis. Das Stück wurde auch einige Male mit gutem Erfolg aufgeführt. Nicht vergessen dürfen wir das frohe Studentenlied vom lustigen Musikanten vom Nil, das Geibel zwar in seine Liedersammlung nicht aufgenommen hat. -g-

† Emanuel Geibel.

April.

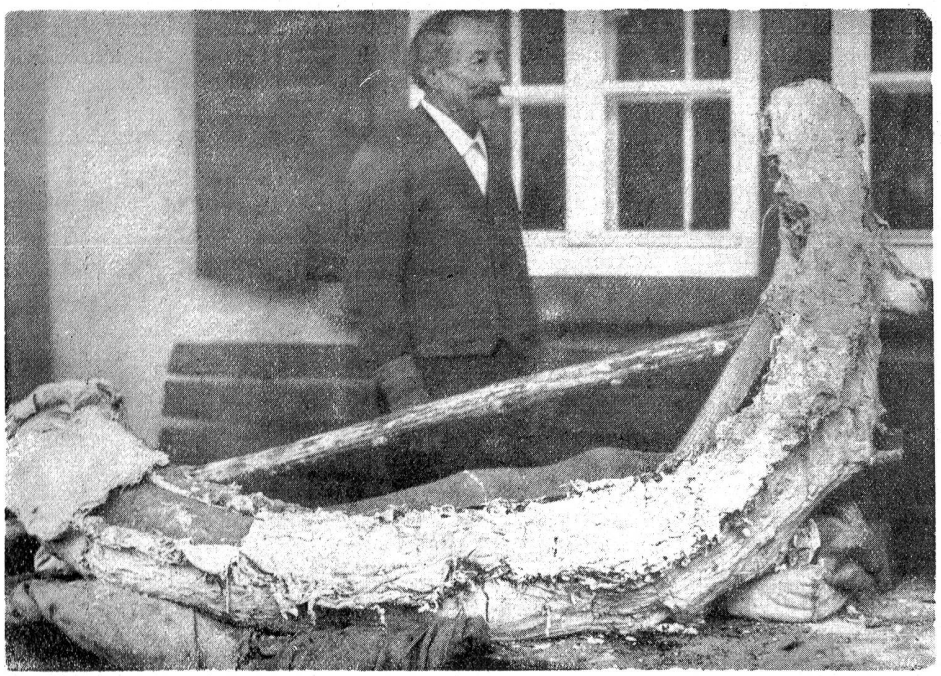
Von Theodor Etzel.

Die Landschaft tönt,
Die braunen Knospen springen
Und betteln mit den zarten Blätterhändchen
Wie kleines Volk zum lieben Gott
Um süße Tröpfchen Sonnensaft.
Der weiß kaum, wie er sich tummeln soll,
Und gießt doch alle Aederchen voll.
Und wird auch all die jungen Herzen
So überreich voll Liebe gießen,
Daß unter verschwiegenen Blütenkerzen
Viel süße Schalen überfließen.

Ueber neuere Funde eiszeitlicher Tiere im bernischen Mittelland.

Von Dr. Fritz Nussbaum.

Im Verlaufe der verflossenen Jahre sind mehrmals Meldungen durch die Presse gegangen, wonach an verschiedenen Stellen unseres Landes, namentlich im Kanton Bern, Reste von Tieren gefunden wurden, deren Arten heute in den Fundgegenden verschwunden sind und zum größten Teil der sogenannten Eiszeit angehört haben. Besonderes Aufsehen erregte namentlich im November letzten Jahres der



Mammutzahn, 312 cm lang, ca. 130 kg schwer. Gefunden in Wynighus, Ochlenberg (Herr Sommer, Landwirt).

Fund eines gewaltigen Mammutzahnes in einer Kiesgrube bei Ochlenberg, oberhalb Riedtwil; es handelt sich bei dieser Grube um Schuttablagerungen des Rhonegletschers aus der Großen Eiszeit, von den Gelehrten auch Rißeiszeit genannt. Dank der sorgfältigen Ausgrabung durch den Besitzer, Herrn Landwirt Sommer, konnte der 3,15 Meter lange Zahn in vollständigem, gutem Erhaltungszustand geborgen werden, wie auf unserer Abbildung zu sehen ist, und von weither pilgerten die Leute, Alt und Jung, herbei, um diesen eigenartigen Zeugen einer längstverschwundenen Tierwelt zu betrachten. In sachgemäßer Gipsverpackung ist das seltene Exemplar sodann nach dem Naturhistorischen Museum in Bern übergeführt worden, wo es binnen kurzem an geeigneter Stelle seinen definitiven Lageplatz erhalten wird. Dieses Museum birgt eine recht umfangreiche Sammlung ähnlicher Fundobjekte aus dem Kanton Bern, und es mag deshalb am Platze sein, hier einen kurzen Ueberblick über die aus der Eiszeit stammenden Tierreste unseres Landes zu geben. Wie bei Ochlenberg handelt es sich bei diesen Resten meist um einzelne Knochen bezw. Zähne, deren Formen durch Fachleute mit ziemlicher Sicherheit bestimmten Tierarten zugeschrieben werden können. Von Murmeltieren hat man häufig guterhaltene Schädel, gelegentlich sogar ganze Skelette gefunden.

Die meisten der vertretenen Tiere lassen sich sowohl nach der Landesgegend, wo sie gefunden wurden, wie auch nach ihrem zeitlichen Auftreten gliedern, wobei ausschlaggebend die Beschaffenheit der Ablagerungen ist, in denen sich die Tierreste befanden. In der Regel sind es die aus Kies und Sand bestehenden Gruben, die man teils in verschwemmten Moränen der eiszeitlichen Gletscher oder in den Schotterablagerungen der damaligen Schmelzwässer angelegt hat. Sodann kommen Tierreste auch in Sumpf- und Seebildungen jener Zeit vor, die auch entsprechend dem jeweiligen Vorstoßen und Zurückgehen des Eises, ein vom heutigen stark abweichendes Gewässernetz besaß. Die Mehrzahl der in Frage stehenden Tiere gehört der letzten Eiszeit (der Würmeiszeit), eine kleinere Anzahl der früheren Vergletscherung (Rißeiszeit) und eine dritte Gruppe der Nacheiszeit (Postglazialzeit) an.

Eine der bezeichnendsten und ergiebigsten Fundgegenden diluvialer Tiere, welche während der Rißeiszeit gelebt haben dürften, ist die Gegend von Gondiswil bei Huttwil. Hier sind bekanntlich während des Weltkrieges jene mächtigen, mit Sand und Lehm wechselnden Lager an Schieferkohlen aufgedeckt und ausgebeutet worden, die Herr Dr. Ed. Gerber eingehend beschrieben hat (vergl. „Berner Woche" 1917, Nr. 34). Diese Schieferkohlenlager verraten teils Sumpf-, teils Seeablagerungen, auf denen sich ein bedeutender Waldbestand entwickelte; die gesamten an Ort und Stelle entstandenen Bildungen wurden während der Großen Eiszeit vorübergehend vom Rhonegletschereis überdeckt. Nach den Untersuchungen von Professor Th. Studer kamen daselbst recht verschiedenartige Tiere vor, die sich in drei Gruppen scheiden lassen, in eine Sumpf- und Seefauna, eine Waldfauna und eine Tundra- und Steppenfauna; die letztere muß am Rande des Eises gelebt haben. Zur ersten Gruppe sind zu rechnen: Hecht, Sumpfschildkröte, Wildente, Biber, Wassermaus und Fischotter. Die Waldfauna ist vertreten durch Rothirsch, Reh, Elch, und der dritten Gruppe gehören an Pferd (Wildpferd), Riesenhirsch, Bison, Hund, Murmeltier, Renntier, Nashorn und Mammut. „Zur Zeit der Seebildung erlaubte das Klima noch den Waldwuchs, der die Abhänge des Tales überzog, während der Talgrund vom Wasser des Sees bedeckt war. Allmählich versumpfte der See; es trat Torfbildung ein; vor dem vorrückenden Rhonegletscher, der die Täler von Gondiswil vollends nach Norden absperrte, lagerte sich Lehm und Sand über dem Torf ab. Erst mag noch ein Weideland Bisonten (Büffeln), Pferden und Riesenhirschen Nahrung geboten haben; es ging in eine öde Tundra über, auf der Renntier und Mammut weideten, bis zuletzt das Eis des Gletschers, wenn auch nur für kurze Zeit, Berg und Tal überdeckte" (Studer). Bemerkenswert ist die Gegend von Gondiswil noch aus dem Grunde, weil hier zum erstenmal in der Schweiz der Riesenhirsch gefunden wurde; ohne Zweifel war dies nicht das einzige Exemplar jener Zeit, das in unserem Lande lebte.

Als eine weitere recht ergiebige Fundgegend dürfen wir die Umgebung von Langenthal (einschließlich Roggwil und Wynau) betrachten, wo sich sowohl in den rißeiszeitlichen Schottern am Moosrain, wie auch in den jüngeren die Talsohlen bedeckenden Kiesen zahlreiche Tierreste vorfanden, um deren Auffindung und Bekanntmachung sich hauptsächlich Herr Sekundarlehrer Dr. F. Brönnimann verdient gemacht hat. In dieser Gegend kamen Knochen bezw. Zähne der folgenden Tierarten zum Vorschein: Mammut, wollhaariges Nashorn, Renntier, Wildpferd, demnach alles durchaus typische Diluvialtiere; sie gehören mit Ausnahme des Mammuts der letzten Eiszeit an und zwar lebten diese Tiere außerhalb des Rhonegletscherendes; offenbar tummelten sie sich auf den von zahlreichen Wasseradern durchzogenen und mit Gras bewachsenen Feldern der Niederterrasse. Aehnliche Verhältnisse bestanden offenbar bei Bannwil, Bußwil bei Melchnau, Wanzwil und Roggwil, wo ebenfalls solche Tiere gefunden worden sind.

Wenden wir uns vom Oberaargau weg west- und südwestwärts, so gelangen wir zunächst ins Emmental, wo vorerst die Umgebung von Burgdorf, sodann Hasle, Ramsei, Schwanden bei Goldbach und der Kesselgraben Funde von Mammut, Murmeltier und Höhlenbär geliefert haben. Im Seeland fanden sich Reste von Renntier, Wildpferd und Elch bei Lyß, Müntschemier, Ins am Jensberg und bei

Büetigen; meist lagen die betreffenden Objekte in den mächtigen Schottern, die wegen ihrer Lagerung unter Würm-Moränen der Rißeiszeit zugeschrieben werden. Solche Schotterbildungen finden sich ferner bei Rapperswil, wo sie seinerzeit Reste von Nashorn, Mammut und Wildpferd geliefert haben. Ferner kamen in den jüngeren Moränen von Schönbühl und Münchenbuchsee Geweihstücke von Rentieren zum Vorschein; bei Schüpfen und Grafenried fand man Murmeltiere. (Schluß folgt.)

Wettstreit des Kuckucks mit der Nachtigall.

Einstmals in einem tiefen Tal
Der Kuckuck und die Nachtigall
Täten ein Wett anschlagen,
Zu singen um das Meisterstück;
„Gewinn es Kunst, gewinn es Glück,
Dank soll er davon tragen."

Der Kuckuck sprach: So dir's gefällt,
Ich hab' zur Sach ein Richter wählt,
Und tät den Esel nennen;
Denn weil er hat zwei Ohren groß,
So kann er hören desto baß
Und was recht ist, erkennen.

Sie flogen vor den Richter bald.
Wie ihm die Sache ward erzählt,
Schuf er, sie sollten singen.
Die Nachtigall sang lieblich aus,
Der Esel sprach: Du machst mir's kraus,
Ich kann's in Kopf nicht bringen.

Der Kuckuck drauf anfing geschwind:
Kuckuck! sein Sang durch Terz, Quart, Quint
Und tät die Noten brechen;
Er lacht auch drein nach seiner Art,
Dem Esel gefiel's; er sagt nur: Wart,
Ein Urteil will ich sprechen.

Wohl sungen hast du, Nachtigall,
Aber Kuckuck, du singst gut Choral,
Und hältst den Takt fein innen;
Das sprech ich nach mein hohem Verstand,
Und kostet's gleich ein ganzes Land,
So laß ich dich's gewinnen.

(Volksmund.)

s'Nanny.

Nidwaldener-Skizze von Isabelle Kaiser †.

Ja, s' Nanny! s' Joppe-Nanny! wie man sie hierzulande nannte. In welchem Himmelsbezirk mag sie weilen, nachdem sie so widerwillig ihr irdisches Paradies, die Hälfte der zerfallenen Hütte verlassen mußte, als der Tod winkte?

Wir haben s' Nanny jahrzehntelang nur uralt gekannt und doch soll sie jung sehr hübsch und tanzlustig gewesen sein. Nur ein Hauch all dieser Eigenschaften schwebte noch hie und da über den pergamentenen Zügen, huschte als Einfaltsblitz durch die Augen, wo der Kobold eines irren Geistes mitunter aufspukte und das Gesicht in Dämmerung hüllte. Ebbe und Flut des Leides waren wohl über sie geronnen und das Leben hatte sie so scharf angefaßt und so hart geschüttelt, daß ihre Sinne davon etwas zerrüttet blieben. Oder lag es an dem immer halbgeleerten Gütterli im Gänterli, wenn eine stumme Tragik aus diesem altjüngferlichen Sonderling aufstieg? Sie war innerlich verblutet im Lauf eines jener Schicksale, die ungesehen die schwersten sind.

Doch lauerte etwas von bäuerischer Schlauheit in den höhnisch aufgeschürzten Lippen, die zum Selbstspott bettelten: „Grad no zwo Rappe han i ...., i Gotts liebe Name, bitti um es bitzli Fett ...."

Wer gibt nicht „in Gotts liebe Name", und auf diese Zuversicht baute s' Nanny ihr tägliches Leben auf und schlummerte allabendlich im warmen Schoß der Barmherzigkeit selig wieder ein.

War sie auch unter den Aermsten, die sich von den Brosamen nähren, die vom Tisch des Reichen fallen, so zählte man sie doch zu denen, die da selig gepriesen werden, weil sie geistig arm sind und das Himmelreich ihnen verheißen ist. Sie wußte in heiliger Einfalt, daß die Lilien des Feldes nicht spinnen und nicht weben und doch strahlender dastehen als Salomon in seiner Pracht .... und darum wollte sie weder weben noch spinnen, sondern harrte gläubig des täglichen Mannas dessen, der den Sperling auf dem Dach nicht vergißt. Und der Herr sorgte für sie!

Sie war unsere nächste Nachbarin, jahrelang, ohne daß wir je das Rätsel dieses seltsamen Wesens zu entwirren vermocht hätten. Sie war anscheinend eine spröde alte Jungfrau, lebte mit einem aus französischen Diensten heimgekehrten Bruder, der wie ein kalabresischer Räuber aussah, und sie teilte mit ihm alles was sie hatte: das einzige Strohlager, die halbe Hütte und .... „das Gütterli im Gänterli". —

Wer gut zu den Beiden war, vernahm den frommen Spruch: „Ich will de für Sie bätte" .... Den Hartherzigen gegenüber aber fluchten sie gegenseitig auf die Menschheit und flüchteten zum heimlichen Trost. —

„Warum hend Sie nit g'hürotet, Nanny?" frugen wir einst. — „Gotts Name. De wo i ha welle, hätt mi nit welle, und de wo mi het welle, han i nit welle! Me weiß doch nie, wo der Wille Gottes umehöselet."

s' schönst Maidli wit und breit bin i gsi, aber i han halt alles an d'Hoffert g'hänkt." Und die welke Hand, die der Eitelkeit gefrönt hatte, breitete das schmutzstrotzende zerflickte Gewand wie einen Fächer aus. Um solche Fetzen hatte sie ihre Glückseligkeit geopfert. Was lag alles hinter diesem Verfall eines einst berückenden Mädchens, das sich gerne im Tanze schwang und dem es nie an lustigen Partnern gefehlt hatte? Die stille jungfräuliche Würde, die manchem alten Mädchen eigen ist und die gleichsam für seinen reinen Lebenswandel bürgt, ging der Nanny vollkommen ab. Und doch lag in ihren verwitterten Zügen auch nichts von der weiblichen oder mütterlichen Fürsorge, die oft arme „Mütter ohne Ringe" adelt und verklärt. Etwas Zwitterhaftes haftete dieser geheimnisvollen Gestalt an, das menschliche Neugierde noch mehr als menschliches Interesse erweckt. Aber wir liebten sie: denn wir werden immer Arme unter uns haben.

Die Gemeinde hätte s' Nanny im Armenhaus versorgt, wo das tägliche Brot ihr gesichert war, aber die Freiheit und „das Gütterli im Gänterli" schufen ihre armselige Hütte zur glückseligen Stätte um, wo kein König und kein Kaiser ihr ins Handwerk pfuschen durfte. Das war Goldes wert. Und die Rebe des Herrn, die an ihrer Mauer rankte, bildete ihr einziges Kapital, das jährlich zur herbstlichen Zeit Zinsen abwarf in Form von grasgrünen Trauben, die sie mir, kunstvoll auf einem alten Teller aufgebaut, wie Gold und Myrrhe entgegenbrachte — „um es paar Fränkli!"

Und die Trauben waren dennoch süß, weil Gott im Strahl, der sie zur Reife brachte, täglich zur alten Nanny durchs Spalier hindurchhuschte.

Was sie von guten Seelen an alten Kleidern und warmen Tüchern erhielt, verschwand sofort in der einzigen Truhe der Stube und kam selten mehr zum Vorschein. Nur zum sonntäglichen Gang wurde der fettsteife, farb- und formlose Rock mit einem bessern „Tschankerli" vertauscht. Nur für ihren Herrgott schmückte sich noch diese Seele.